

## Heimatlos unter Feinden ...

**Das Schicksal der verfolgten Reichs- und Volksdeutschen in Ost-Mitteleuropa von 1944 bis 1951**

**Band IX/15**

### Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in Jugoslawien

#### **Internierung der deutschen Bevölkerung von Filipovo im März 1945, Verhältnisse im Internierungslager Gakovo von Dezember 1945 bis Dezember 1947**

Erlebnisbericht des Kaplans Paul P. aus Filipovo in der Batschka, Jugoslawien (x006/272-273,414-441): >>Man war von der Welt abgeschnitten. Nur mit einer Erlaubnis, die an Deutsche kaum mal gegeben wurde, durfte man das Dorf verlassen. Man wußte nichts vom Kriege und nichts von den Angehörigen, die als Soldaten beim deutschen und ungarischen Heer waren, nichts von den Verschleppten, die in Rußland waren. Und immer wieder wurden noch Menschen zur Arbeit in andere Dörfer weggeführt, ohne daß man wußte, ob und wann sie wiederkommen würden. Keine Post brachte ein Lebenszeichen, niemand konnte voraussehen, was noch alles kommen sollte. Aber es herrschte noch kein Hunger, denn das gesamte Vieh war noch im Dorf. –

Nur die Pferde hatte man uns zum größten Teil schon weggenommen. Aber was sollte man auch mit ihnen anfangen? Auf den reichen Bauernhöfen gab es noch genug Geflügel, auf den Dachböden lag die Ernte von 2 Jahren. Während des ganzen Krieges hatten wir an nichts Mangel.

Es war Mitte März, 2 Wochen vor Ostern, als eines Tages eine Kolonne von über 900 Personen, die noch Zurückgebliebenen des Nachbardorfes Karavukovo, mit Bündeln auf dem Rücken ins Dorf gebracht wurden. Innerhalb kürzester Zeit, in einer Zeitspanne von nur ein bis zwei Stunden, mußten sie Haus und Hof mit den wenigen Habseligkeiten verlassen, die sie in so kurzer Zeit zusammenraffen konnten. Sie wurden zusammengetrieben und mußten unter Bewachung der Partisanen ihr Dorf verlassen. Bei uns wurden sie in den einzelnen Häusern verteilt, und es war in aller Not erhebend zu sehen, mit welcher Bereitwilligkeit sie aufgenommen wurden. Mit ihnen kam auch der Ortspfarrer Alexander T.

Tage darauf kam ein anderer Zug, diesmal so gegen 1.500 Menschen, zumeist ältere Männer und Frauen mit ihren Kindern, die aus Prigrevica Sveti Ivan vertrieben wurden. Und wieder einen Tag später kam der Rest aus der gleichen Gemeinde, wieder über 1.000 Menschen. Auch sie konnten untergebracht werden, und es gab Häuser, in denen jetzt 20 bis 30 Menschen aus verschiedenen Familien beisammen lebten. Es hieß damals, diese Menschen hätten ihr Dorf verlassen müssen, weil ... die Front zu nah wäre. Im allgemeinen glaubte man, daß sie aber bald wieder nach Hause entlassen würden. In diesen Tagen war die Kirche immer voll von Menschen. Eine Frage war immer wieder zu hören: "Wann gehen wir wieder nach Hause?" Es sollte aber ganz anders kommen. ...

Es kam der Karsamstag, der 31. März 1945. Nichtsahnend feierten wir in der Kirche die Zeremonien und die Auferstehungsmesse. Als wir gegen 9 Uhr die Kirche verließen, sahen wir vom unteren Ende des Dorfes Menschen mit Bündeln auf dem Rücken in schwarzen Scharen heraufkommen. Am unteren Ende des Dorfes gingen Partisanen von Haus zu Haus und trieben die Menschen heraus. Es wurde allen zur Gewißheit: Das Ende unseres Dorfes war gekommen.

Alle, Einheimische und jene, die erst vor einigen Tagen hergebracht worden waren, mußten die Häuser verlassen und sich auf eine Wiese begeben, die oberhalb des Dorfes lag. Soweit man noch Zeit hatte, packte man in die bereitstehenden, wohlweislich vorbereiteten Rucksäcke

ke ein, was man schnell greifen konnte, warf vielleicht noch einen Blick auf alles, was man sein eigen nannte, und zog hinaus. Wer säumte, wurde durch Hiebe mit dem Gewehrkolben ... zur Eile getrieben. Nur das Pfarrhaus und das Schwesternkloster wurden verschont: Wir könnten zu Hause bleiben, so wurde uns auf Anfrage im Gemeindeamt mitgeteilt. Wir waren jetzt im Pfarrhaus 5 Priester. ... Im Kloster waren 10 Schwestern.

Wir Priester besprachen uns, was in dieser Lage zu tun wäre, und wir entschlossen uns, zu zweit mitzugehen. Kaplan J. und ich. Auf unsere Anfrage im Gemeindeamt, ob es uns erlaubt sei, mitzugehen, wurde uns gesagt, das hänge ganz von uns ab, wir könnten gehen oder bleiben. Auch gab man uns eine Schrift mit, daß wir freiwillig mitgingen und dazu nicht gezwungen wären. So packten wir denn unsere Rucksäcke und zogen den anderen nach auf die Wiese vor dem Dorf.

Auf der Wiese waren so ungefähr 5.000 Menschen. Dort wurde gerade die Trennung der Familien vorgenommen. Was jung und arbeitsfähig war, wurde auf die eine Seite gestellt, Kinder und alte Leute auf die andere. Viele Mütter wurden von ihren Kindern gerissen und den Arbeitsfähigen zugeteilt. Um die Kinder mußten sich die Großeltern und Nachbarsleute kümmern. Zum Ruhme der Mütter darf nicht unerwähnt bleiben, daß sich sehr viele in einem unbewachten Augenblick zu ihren Kindern hinüberstahlen. Vielleicht regte sich auch bei manchen Partisanen die Menschlichkeit, als sie all diesen Jammer ... sahen, und sie drückten ein Auge zu, um nicht zu sehen, wie die Mütter zu ihren Kindern zurückgingen.

Am Nachmittag wurden die als arbeitsfähig Befundenen unter Bewachung ins Dorf zurückgeführt. Dort waren inzwischen schon einige Häuser total ausgeräumt worden. In diesen Häusern wurden die Arbeitsfähigen untergebracht. Vorher aber wurden sie einer Kontrolle unterzogen, und alles, was sie an Wertsachen, an guten Kleidern und Bettzeug bei sich hatten, wurde ihnen weggenommen. –

Später mußten sie alle Gegenstände aus den einzelnen Häusern zusammentragen, das Vieh versorgen und die Felder bearbeiten. Dies alles unter ständiger Aufsicht, bei sehr schlechter Kost und unter vielen Gefahren, besonders auch für die Ehre der jungen Mädchen und Frauen. Doch fanden sich die meisten gut zurecht. Sie verstanden es immer wieder, zu Lebensmitteln und Kleidern zu kommen, und überstanden diese eineinhalb bis 2 Jahre insofern gut, daß sie wenigstens ihr Leben retten konnten. Immerhin starben auch von ihnen mehr, als es sonst der Fall gewesen wäre, einige wurden auch erschossen.

Die alten Leute und ihre Kinder - auch wir beiden Priester schlossen uns ihnen an - wurden in eine Seitenstraße des Dorfes geführt. ... In kleinen Gruppen wurden sie in ein Haus geführt. Dort mußten sie ihre Rucksäcke auspacken. Alles, was einen gewissen Wert hatte, wurde ihnen weggenommen. Selbst die Kleider, die sie auf dem Leibe trugen, wurden kontrolliert, und was den Partisanen gefiel, mußte abgelegt werden. Besonders aber hatten sie es auf Geld und Schmucksachen abgesehen. Selbst die Eheringe ... mußten restlos abgegeben werden. Um die Leute gefügig zu machen und um ihnen Angst einzutreiben, ... wurde öfters eine sinnlose Schießerei veranstaltet. Dies zog sich bis zum Abend hin. ...

Unter den aufgebotenen Partisanen waren einige kroatische Katholiken aus den umliegenden Dörfern. ... Man sah, daß viele nur mit Widerwillen mitmachten. Mit ihnen ließ sich reden. Diese fragte ich, ob ihnen bekannt sei, wohin die Leute gebracht werden und was ihnen bevorstehe. Sie wußten es wohl, doch getrauten sie sich nicht, es zu sagen. Nur einer faßte Mut und gestand mir, daß die Leute in ein Konzentrationslager kämen und dort wohl ausgehungert und vernichtet würden. Er fragte mich auch, ob wir Priester gezwungen seien, mitzugehen. Als ich ihm sagte, daß wir freiwillig mitgingen, drang er in mich, doch zurückzugehen, denn man würde uns ja doch nicht bei unseren Gläubigen lassen. Trotzdem blieben wir fest entschlossen, mitzugehen. ...

Die schon Ausgeplünderten wurden an die Bahn gebracht, dort in Viehwaggon gesteckt und

fortgebracht. - Allmählich wurde bekannt, daß Gakovo, ein Dorf nahe der ungarischen Grenze, der Bestimmungsort sei. Das ganze Dorf wurde zu einem Konzentrationslager für Deutsche umgewandelt. ...

Zum Ruhm der Schwestern soll nicht unerwähnt bleiben, daß sie sich im Kloster um die Zurückgebliebenen kümmerten. Sie eröffneten dort ein provisorisches Spital und sorgten für sie, bis sie entweder starben oder später nach Gakovo gebracht wurden. Nie hätte ich früher gedacht, daß Schwestern so erfinderisch sein könnten und solches Talent zum "Organisieren" hätten, um über 40 Kranke zu pflegen und ihnen die nötigen Lebensmittel zu beschaffen. Die Liebe Christi ist eben erfinderisch. ...

Am 24. Dezember 1945 kam ich in die ... Kreisstadt Sombor und bekam von der Behörde einen Erlaubnisschein, nach Gakovo zu gehen. Ohne diesen Erlaubnisschein durfte niemand das Gebiet des Lagers betreten. Da kein Zug verkehrte, mußte ich zu Fuß gehen und kam abends gegen 6 Uhr an. Der Posten, der mich am Dorfeingang anrief und dem ich den Erlaubnisschein vorzeigte, konnte wahrscheinlich nicht lesen und nahm an, ich sei der Arzt, den man in Gakovo erwartete. So kam ich anstandslos durch die Kette der Posten. Unterwegs zum Pfarrhaus hörte ich 2 Frauen klagen, daß sie morgen, am Weihnachtsfest keine Messe hätten. Als ich sie fragte, warum, sagten sie mir, daß auch der Pfarrer krank geworden sei. Ich sagte ihnen, daß doch Messe sein werde. Jetzt erkannten sie mich, da sie aus Filipovo waren und weinten vor Freude, weil sie an Weihnachten nun doch zur heiligen Messe und zu den Sakramenten gehen konnten.

Im Pfarrhaus ging ich zuerst in das Zimmer des kranken Kaplans. ... Von hohem Fieber befallen, erkannte er mich nicht gleich. ... Danach ging ich in das Zimmer des Pfarrers. Ihn hatte die Krankheit noch nicht so stark mitgenommen, da er erst seit 2 Tagen krank im Bett lag. Irgendwo bei seinen wenigen Gängen zu den Kranken im Lager mag ihn eine Laus erwisch haben, die ihn ansteckte und den Flecktyphus auf ihn übertrug.

Meine erste Begegnung mit dem Jammer und Elend des Lagers hatte ich am 1. Weihnachtstag in der Kirche. Bei allen drei heiligen Messen war die Kirche voll, viele gingen zu den Sakramenten. Bei der kurzen Ansprache sah ich von Hunger ausgemergelte Gesichter. Tränen flossen aus den von Hunger, Krankheit und Leid hervorstehenden Augen. Aber auch diese Menschen sangen die trauten hoffnungsfrohen Weihnachtslieder und suchten Trost darin.

Am Nachmittag ging ich zu den Kranken. Aus den Häusern waren die Möbel fortgeschafft worden, in den einzelnen Zimmern ... (lag) ein wenig Stroh, darauf hatten sich die Leute ihr Lager gemacht. Oft waren in einzelnen Zimmern über 20 Menschen untergebracht, in einem Raum von ungefähr 15-25 qm. ... Überall lagen Kranke, von hohem Fieber gepeinigt. Zumeist waren es Typhusranke und vom Hunger geschwächte Menschen. Der Typhus bewirkte, daß viele schwer hörten. So konnten die Leute keine vollständige Beichte ablegen ...

Am Tage des heiligen Stephanus habe ich ungefähr 60 Kranke gesehen. Ich war beinahe den ganzen Tag unterwegs. ... Am Nachmittag ... war ich Zeuge, wie ungefähr 10-12 Männer und Frauen aus der Baranja auf dem Friedhof erschossen wurden. Diese waren aus dem Lager geflüchtet, um über die nahe Grenze nach Ungarn zu fliehen. Es war ihnen gelungen, ungesehen durch die Kette der Posten zu kommen, die man am Rande des Dorfes aufgestellt hatte, um die Flucht aus dem Lager zu verhindern. An der Grenze aber wurden sie erwischt und dann ins Lager zurückgetrieben. Dort wurden sie in den Keller gesperrt. ...

Am Nachmittag gegen 2 Uhr wurden sie herausgerufen – eine Frau, die nicht zu diesen Gefangenen gehörte, glaubte wohl, daß man sie freilassen werde, und gesellte sich zu ihnen. ... Danach wurde ihnen mitgeteilt, daß sie erschossen würden. Sie wurden dann auf den Friedhof geführt. Ich war gerade auf dem Friedhof, um dort einige Gräber ... einzusegnen, als die Gruppe dieser Männer und Frauen ... vorbeigeführt wurde. Einem Mann hatte man ein großes Schild auf die Brust geheftet, darauf stand: "Wir werden erschossen, weil wir über die Grenze

gehen wollten. So wird es allen ergehen, die gleiches vorhaben." Als sie an mir vorbeigeführt wurden, sprach ich die Absolution über sie und machte das Kreuzzeichen. Ein Partisan sah dies, lachte höhnisch auf und sagte mir auf serbisch: "Pfaffe, das nützt ihnen nichts!"

... Die Opfer mußten sich ins Massengrab legen, dann krachten einige Schüsse, die ihr Leben beendeten. Gleich darauf wurden sie verscharrt. Ich war ... von der Schwere des Tages so niedergeschlagen, daß ich trotz der Erschöpfung, die mich umfängen hielt, in dieser Nacht kein Auge schließen konnte. ...

Die größte Notzeit war gerade um ... Neujahr 1945/46. Plötzlich stockte es mit der Verpflegung, die auch bisher absolut nicht ausreichte, um den Hunger zu stillen oder die Kräfte zu erhalten. Dreimal wurde am Tag eine leere Suppe verabreicht; dazu bekam ein jeder noch ein Stück Maisbrot, oftmals aus verdorbenem, schimmeligen Maisschrot hergestellt. Um Weihnachten herum blieb dieses Brot aus, auch wurde einige Tage nicht gekocht. Anstatt des Brotes bekamen die Leute eine Handvoll Maisschrot oder nur rohen Mais. Ich weiß nicht mehr genau, wie lange kein Brot verabreicht wurde, da ich später erkrankte. ... Damals stieg die Todeskurve rapid an und schnellte täglich über die Zahl von 60 Toten ...

Am 4. Januar 1946 ... feierte ich um 8 Uhr die heilige Messe, als plötzlich hinter mir in der Kirche ein Lärm laut wurde. Partisanen schrien in die Kirche, kamen hinein und trieben alle aus der Kirche heraus. Es hatten sich an diesem Tage zu wenig Leute für die Arbeit gemeldet, darum waren die Partisanen erbost, als sie die Leute in die Kirche gehen sahen. Eine ältere Frau wollte sich draußen davonstehlen, wurde aber bemerkt. Ein Partisan ging ihr nach und nahm sie fest. Sie wurde auf den Friedhof geführt und dort erschossen, es war Elisabeth W. aus Filipovo. Jetzt wagten lange nicht mehr so viele Leute, in die Kirche zu gehen. Von nun an waren es zumeist nur mehr ganz alte Leute und Kinder.

Meine Tagesarbeit bestand in diesen Tagen darin, daß ich morgens die heilige Messe zelebrierte, dann ging ich Kranke versehen. Zumeist waren es bis zu 50 an einem Tage. Ich hatte mir bald angewöhnt, so viele heilige Hostien mitzunehmen, als in das Versehgefäß hineingingen. Denn wenn ich in ein Haus hineinkam, gerufen zu 2, 3 Kranken, so traf ich dort oft bis zu 20 an, die darniederlagen. Am Nachmittag ging ich gegen 2 Uhr auf den Friedhof, um dort die Gräber einzusegnen. Nachher ging es wieder bis zum Abend zu den Kranken. Die Versehgänge machten wir in der ersten Zeit öffentlich: im Chorrock und mit brennender Laterne. Man machte uns keine Schwierigkeiten dabei. ...

Die Menschen, die man auf der Straße traf, sahen aus wie Leichen. Entkräftet taumelten sie daher, kaum daß sie jemand erkannt hätte. Alles Interesse war erstorben. Es wäre z.B. vergebens gewesen, die Menschen damals zu fragen, wer in ihrem Hause gestorben ist, sie hätten es wohl kaum gewußt. So sind mir mehrere Fälle bekannt, daß ein Kind neben der Mutter starb, ohne daß es die Mutter bemerkt hätte. Es war erschütternd, erleben zu müssen, wie Mütter nach ihren Kindern fragten, die schon einige Tage auf dem Friedhof lagen. In ungeheizten Zimmern lagen die Leute herum, und viele sehnten nichts willkommener herbei als den erlösenden Tod. ...

In diesen Tagen war der Keller der Partisanenkaserne, ein großes Gasthaus, für alle halbwegs Gesunden der gefürchtetste Ort. Wer nur irgend etwas tat, was den Partisanen oder den Beamten nicht gefiel, wurde in diesen Keller hineingesteckt, wo einzelne bis zu 14 Tage bleiben mußten. Oftmals waren es so viele, die da hinein mußten, daß sie kaum Platz fanden, um sich hinzusetzen. Die Luft darin war schrecklich, denn niemand durfte zwischendurch hinaus, seine Notdurft verrichten.

Nur ein- bis zweimal wurde der Keller geöffnet, da durften sie hinaus und bekamen etwas zu essen. Wer nicht schnell genug wieder hineinkam, wurde mit Gewehrkolben traktiert, bekam einen Fußtritt, daß er Hals über Kopf die Stiegen hinunterfiel. So mancher blieb mit gebrochenen Gliedern unten liegen. Es hatte damals den Anschein, als ob diese Art, die Menschen

in den Keller zu befördern, ein für die Partisanen besonders beliebtes Spiel gewesen wäre. Mehrere beendeten in diesem Keller ihr Leben, einige wurden dort erschlagen, und es kamen auch Fälle vor, wo von diesen gequälten Menschen Selbstmord verübt wurde.

Kinder, die ohne Eltern blieben - es wurden jeden Tag mehr -, kamen in die sog. Kinderheime. Das waren Häuser, ... in denen einige Mädchen und Frauen sich um diese Kinder sorgen mußten. Aber auch hier sah es nicht besser aus als in den anderen Häusern. Die Kinder lagerten auch dort auf Stroh und die Kost war ebenfalls kaum merklich anders als bei den Erwachsenen. So kam es, daß dort besonders viele Kinder an Unterernährung und Skorbut litten. Wurden die Kinder krank, kamen sie in die sog. Kinderspitäler.

Man darf sich von diesen "Spitälern" aber keinen falschen Begriff machen. Es waren darin wohl Betten, aber es waren zu wenig Betten, so daß oft 3-4 Kinder in einem Bett liegen mußten. Diese Kinderspitäler boten wohl den traurigsten Anblick im ganzen Lager. Bis auf Haut und Knochen abgemagert, lagen die Kinder in den Betten, oft zu schwach, um zu rufen, selbst ihr Weinen war kein kindertümliches Weinen, die Blicke voll stummer Trauer und Leid, dem Blick eines verwundeten Tieres ähnlich, eine einzige Anklage des Unrechtes, das ihnen ange-tan wurde. Man mußte sich hart machen, um dort ohne Tränen hinausgehen zu können.

... Viele der Frauen in den sog. Kinderheimen und Kinderspitälern nahmen sich dieser armen verwaisten Kinder in echter Mütterlichkeit an. Doch gab es leider eine ganze Anzahl anderer, die nicht das Mitleid bewog, dort zu sein, sondern Berechnung, denn hier waren sie geschützt und mußten nicht zur schweren Feldarbeit gehen. Manche waren von den Partisanen und den Beamten dort hineingebracht worden, weil sie damit bestimmte Absichten hegten. ...

Ähnlich war es bei manchen der Köchinnen. Sie waren nicht besorgt, wie sie das Essen verbessern konnten, sondern der Fälle waren gar nicht so wenige, wo diese Frauen das wenige Öl, das sie für die Herrichtung der Suppen faßten, für sich verwendeten, ja selbst verkauften. Ein Einschreiten von seiten der Lagerinsassen hatte kaum einmal Erfolg, denn diese Frauen waren ja von den Beamten mit Absicht an diese Stelle gesetzt worden. ...

Vielen Müttern brach es das Herz, da sie mit ansehen mußten, wie ihre Kinder elend zugrunde gingen, ohne daß sie in der Lage gewesen wären, ihnen zu helfen. Viele Mütter sind Hungers gestorben, weil sie das bißchen Essen, das sie faßten, ihren Kindern gaben und lieber Hunger litten, als die Kinder verderben ließen. Andere rafften sich auf, stahlen sich des Nachts aus dem Lager, um in den umliegenden Dörfern, bei Kroaten, Ungarn und selbst Serben, etwas Nahrung für ihre Kinder zu erbetteln.

In diesen Tagen vertauschten die Frauen alles, was sie noch an Wertsachen versteckt halten konnten. Zum Ruhme der Kroaten, Ungarn und auch der Serben muß man anerkennen, daß sie sich im großen und ganzen sehr hilfsbereit zeigten und gerne etwas gaben. - Da es mancher dieser bettelnden Frauen geglückt ist, unbemerkt wieder ins Lager zu kommen, konnte wohl manches Kind, aber auch mancher Erwachsene vom Hungertod errettet werden.

Oft aber kam es vor, daß sie von Posten erwischt wurden, dann ging es ihnen schlecht. Was sie hatten, wurde ihnen weggenommen, man schlug sie oft bis aufs Blut, und außerdem wurden sie noch für einige Tage in den Keller geworfen. Weil bald immer mehr Menschen betteln gingen, gab der Kommandant eines Tages den Befehl heraus, daß alle erschossen würden, die beim Betteln angetroffen würden. Trotz dieses Verbots schlichen sich Frauen aus dem Lager.

...

In Krusevlje, einem Nachbarort, der ebenfalls in ein Lager umgewandelt worden war, wurden 2 (bettelnde) Frauen gefangengenommen; man führte sie vor das Gemeindeamt, und dort wurden sie im Angesicht ihrer Kinder erschossen. Nachher wurden sie auf Schubkarren geladen und auf den Friedhof gebracht, während ihre Kinder nebenher gingen. Eine von diesen Frauen war noch nicht tot, unterwegs zum Friedhof kam sie zu sich, sah ihre Kinder neben sich und sagte ihnen: "Eure Mutter muß sterben, weil sie Euch so gern gehabt hat. Bleibt

brav."

Es kam ein Partisan hinzu und schoß ihr aus seiner Pistole eine Kugel durch den Kopf. Später kamen ihre Kinder nach Gakovo ins Kinderheim. Als ich eines dieser Kinder dort fragte, ein Mädchen von ungefähr 2 Jahren: "Rosi, wo ist deine Mutter?", sagte es: "Schossen" (erschossen). ...

Nicht nur Frauen stahlen sich nachts aus dem Lager, um betteln zu gehen, sondern auch Kinder von 7 Jahren aufwärts. Es war kaum zu glauben, daß Kinder in diesen Jahren die natürliche Angst vor dem Dunkel der Nacht überwandten und es fertigbrachten, gleich 2 Nächte im Freien zu verbringen. Gewöhnlich stahlen sie sich beim Dunkelwerden durch die Kette der aufgestellten Posten, verbrachten die Nacht bei irgendeiner Strohrüste (im aufgehäuften Stroh) und gingen bei Tagesanbruch weiter bis in die nächsten Dörfer. Abends kamen sie dann wieder zu den Strohrüsten und warteten entweder den Anbruch des nächsten Tages ab oder schlichen sich auch gleich ins Lager hinein. ...

Der Winter im Jahre 1946 war sehr streng. Mehrere Kinder sind beim Warten, bis sie ins Lager konnten, erfroren und wurden später von den Kutschern tot aufgefunden. Wurden diese bettelnden Kinder erwischt, so nahm man auch ihnen alles weg und trieb sie durch Stockhiebe davon. ... Später hatte der Kommandant von Gakovo - Stevo hieß er - menschliche Anwendungen und ließ die Kinder mit ihrem Bettelgut nach Hause gehen.

Die Gakovoer wurden noch im Leichenzug begraben, und sie hatten zumeist auch alle einen roh gezimmerten Sarg aus Brettern. Auch läuteten dabei die Glocken, dies wurde aber bald eingestellt. ... Die anderen wurden von den Angehörigen meist in irgendeine Decke genäht und irgendein Angehöriger oder Nachbar schob sie auf einem Schubkarren auf den Friedhof. Es war ein erschütterndes und niederschmetterndes Bild, sehen zu müssen, wie die Füße oft auf der Karre baumelten, während man den Toten zum Friedhof schob.

Später wurden es immer mehr Tote, und niemand war mehr da, der sie hätte hinausbringen können. Dann fuhren Pferdewagen durch das Dorf. Darauf wurden die Toten gelegt, oftmals in mehreren Schichten, wie man ehemals die Garben zusammenfuhr. Vor dem Friedhof wurden sie auf große Haufen gestapelt und mußten dort bleiben, bis sie von Totengräbern in die Massengräber gebracht und mit Erde zugedeckt wurden. ...

Man fing an, hinter dem Friedhof Massengräber auszuheben. ... War eine Schicht voll, wurde etwas Grund darauf geschüttet und es kam eine neue Schicht. So gab es Massengräber, in denen bis weit über 300 Leichen in mehreren Schichten begraben lagen. Nur wer den Totengräbern, die Lagerleute waren, Geld bezahlen oder Lebensmittel geben konnte, bekam ein Einzelgrab.

Die Totengräber waren praktisch ohne Aufsicht, denn nur selten kam ein Beamter oder Partisan auf den Friedhof. Mit den Toten hatten sie ja nichts mehr zu tun, und wie leicht hätte sich vielleicht doch noch ein menschliches Gefühl regen können! So soll es vorgekommen sein, daß die Totengräber manchmal die Decken, worin die Toten eingenäht waren, aufgetrennt haben, die Toten entkleideten und dann die Kleider um Lebensmittel eintauschten. Kein Wunder, wenn diese Menschen bei dieser Arbeit so sehr abgestumpft waren, die sie von morgens früh bis spät in den Abend verrichten mußten.

Anfang März wurde eines Tages im Lager DDT-Pulver verteilt und alle Lagerinsassen angewiesen, damit zu versuchen, die Läuseplage zu vernichten. Dieses Mittel hat sehr viel geholfen. In kürzester Weise waren die Läuse, diese Plagegeister und Krankheitsüberträger des Lagers, vernichtet.

In dieser Zeit scheinen auch die ersten Reaktionen im Ausland entstanden zu sein, denn damals konnte ich das erste Mal in den serbischen Zeitungen von den Lagern für Deutsche in Jugoslawien lesen. Überhaupt haben wir uns im Lager immer gefragt, wie es nur möglich sei, daß das Ausland, das eben damals in Nürnberg über die deutschen Kriegsverbrecher zu Ge-

richt saß, keine Notiz nahm von all dem, was in den Lagern gegen die Menschlichkeit geschah und jeder Menschlichkeit Hohn sprach. Denn es konnte doch nicht verborgen sein, was in Jugoslawien geschah.

Es kamen in jener Zeit öfters internationale Kommissionen nach Jugoslawien. Auch in der nahen Kreisstadt Sombor waren solche Kommissionen, wohl um die Ernährungslage der Bevölkerung zu studieren und Abhilfe zu schaffen. Dort mußten sie doch sehen, wie deutsche Menschen als Arbeitssklaven durch die Stadt geführt wurden! Es ist mir nicht bekannt, daß auch nur eine dieser internationalen Kommissionen ins Lager Gakovo gekommen wäre. Hier wurde damals das Verbrechen des Schweigens begangen.

Trotz besseren Wissens schwieg das internationale Gewissen. Man glaubte Tito, daß in Jugoslawien das Problem der Deutschen nicht bestehe, da ja angeblich alle Deutschen vor dem Eintreffen der Russen und Partisanen "aus Angst wegen ihrer Verbrechen" geflüchtet seien. Mit dieser Behauptung Titos gab man sich zufrieden, obwohl man es anders wußte.

Als das DDT-Pulver verwendet wurde, sank auch die Zahl der täglichen Sterbefälle ziemlich rasch. Plötzlich gab es nur mehr 15 bis 20 Todesfälle. Dies mag auch dadurch bedingt gewesen sein, daß eines Tages bekanntgegeben wurde, daß die Lagerinsassen Pakete erhalten dürften. Jetzt erwies sich, daß zwischen den Deutschen unseres Gebietes und den Andersnationalen des gleichen Gebietes keine Feindschaft war, sondern stets gute Nachbarschaft. Denn die Pakete, die jetzt ins Lager kamen, waren ja zumeist Liebesgaben nichtdeutscher Menschen, die in Freiheit geblieben waren. Gaben von Bekannten und Nachbarn, die all das verurteilten, was in ihrer Umgebung mit den Deutschen geschah.

Ich möchte hier festhalten, daß nur ein sehr geringer Teil der Kroaten, Serben und Ungarn, der Slowaken und Ruthenen unseres Siedlungsgebietes mit dem einverstanden war, was in den Lagern geschah. Ebenso wenig war die Bevölkerung mit dem Kommunismus einverstanden. ... Die vielen Liebespakete, die manches Leben retteten, sind wohl auch ein Beweis dafür.

Die ärgste Zeit für die Lagerinsassen war jetzt vorbei, aber es sollte noch volle 2 Jahre dauern, bis die Lager aufgelöst wurden.

Die Läuseplage war vorbei, die Kost wurde etwas besser, wenn (die Kost) auch bei weitem noch nicht ausreichend war, gab es bedeutend weniger Kranke und Tote. Manche, die öfters Pakete erhielten, sahen verhältnismäßig gut aus. In dieser Zeit kamen auch die ersten Liebespakete aus Übersee, zumeist von Verwandten. ... Trotz allen Terrors war es gelungen, den Verwandten in den USA irgendein Lebenszeichen zu geben.

Außerdem verstanden es die Fuhrleute - Lagerinsassen, denen die Pferde des Lagers anvertraut waren und die so öfters in die umliegenden Dörfer und in die Kreisstadt kamen, um dort unter Aufsicht eines oder mehrerer Partisanen verschiedene Geschäfte der Lagerleitung zu erledigen -, einen ziemlich schwungvollen Handel zu organisieren. So mancher Gegenstand, der auf irgendeine Art und Weise aus den Magazinen in ihre Hände gekommen war, wurde verkauft und damit Lebensmittel eingetauscht. Die Leute wurden immer findiger. ...

Die Kutscher wurden oftmals erwischt, wobei ihnen alles weggenommen und sie in den Keller wandern mußten. Doch riß ... dieser Handel nicht mehr ab. Manches Mal brachten sie unter dem Stroh ihrer beladenen Wagen ganze geschlachtete Schweine ins Lager. Seit die Pakete ins Lager kamen, hatten manche Leute auch wieder Geld. ... Auch hatten viele der Lagerinsassen, in Voraussicht, was kommen könnte, schon vorher, ehe sie ins Lager kamen, wertvolle Sachen an die ihnen bekannten Serben, Ungarn und Kroaten, die in die einzelnen Dörfer gekommen waren, abgegeben, in der Hoffnung, sie einmal zurückerstattet zu bekommen, wenn die schwerste Zeit vorbei sein sollte.

Das hatte zur Folge, daß jetzt so manches gute Kleidungsstück wieder zum rechtmäßigen Besitzer kam und gegen Geld oder Lebensmittel umgetauscht wurde. Das war wohl auch die Ursache, daß der Kommandant einmal sagte: "Die Schwaben sind wie die Gänse. Wenn man

sie auch noch so rupft, immer haben sie wieder was Anständiges zu tragen." Es gab aber auch Fälle, wo die "Freien" einfach vergaßen, daß sie etwas bekommen hatten, oder wenn sie gemahnt wurden, es einfach leugneten.

Daß dieser Handel möglich war, dazu mag viel beigetragen haben, daß die ersten Partisanen von jungen Soldaten abgelöst wurden, die aus Südserbien kamen. Es waren zumeist Muselmanen, die mit dem Kommunismus in ihrer Heimat unzufrieden waren, und darum von dort entfernt wurden.

Von einer Gruppe solcher Soldaten weiß ich, daß sie unter dem Vorwand, sie werden zu einer Truppenparade ... nach Belgrad gebracht, aus ihrer Heimat mußten und dann als Wachsoldaten in das Lager kamen. Sie äußerten ganz offen ihre Unzufriedenheit über den Kommunismus und hatten daher auch Erbarmen mit den alten Leuten und Kindern. So waren sie auch zumeist bereit, ein Auge zuzudrücken, wenn sie jemand bemerkten, der etwas ins Lager trug. Später ... hatte ich mal mit solch einem Soldaten ein besonderes Erlebnis. Er hielt mich auf der Straße auf und sagte mir: "Pfarrer, wenn Du flüchten willst, komm zu mir, ich gehe mit Dir. Jeden, der uns dann in die Nähe kommen sollte und uns aufhalten will, den schieße ich über den Haufen." Er hätte es auch bestimmt getan. Doch wollte ich davon nichts wissen.

Als man uns gegen Ende Juni 1946 verbot, für die Lagerinsassen in der Kirche die Heilige Messe zu feiern, ließ man uns noch die Möglichkeit, für die paar freien Familien in Gakovo Gottesdienst zu halten. Doch auch dies dauerte nicht lange. Dann wurde uns überhaupt verboten, in der Kirche die Messe zu feiern. So mußten wir von da an in einem Zimmer des Pfarrhauses zelebrieren. Wir hatten dorthin den Kelch gebracht und die Paramente (Altar- und Kanzeldecke) und feierten im Zimmer die Heilige Messe. ... Wir mußten auf der Hut sein, um nicht erwischt zu werden. ...

Im Sommer 1946 kamen immer mehr von jenen Deutschen ins Lager, die seinerzeit als arbeitsfähig in den einzelnen Dörfern zurückgehalten wurden. Die ehemaligen deutschen Dörfer wurden mit Serben aus Bosnien, Dalmatien und auch aus Südserbien besiedelt. So konnte man die Deutschen, die bis dahin als Arbeitskräfte die Felder bebauen mußten, abschieben. - Für die Wirtschaft Jugoslawiens sollte sich dies sehr schlecht auswirken. Die neuen Bewohner unserer Dörfer waren zumeist Schafhirten und verstanden herzlich wenig von der Landwirtschaft. So sank der Ertrag der Felder auf unter ein Drittel der Ernten, die seinerzeit die Deutschen hatten.

... In dieser Zeit begann dann der "Sklavenmarkt" von Gakovo. Jeden Morgen mußten alle arbeitsfähigen Lagerinsassen vor dem Gebäude der Verwaltung antreten. Sämtliche Arbeitskräfte, die man in Gakovo benötigte, wurden abgeführt, die anderen wurden an Serben, Kroaten und Ungarn abgegeben, die für sie ... in der Verwaltung bezahlen mußten und sie dann mitnehmen durften, um bei der Arbeit zu helfen. Im allgemeinen gingen die Lagerleute gerne mit. Denn so kamen sie aus dem Lager heraus, bekamen eine bessere Kost und konnten vielfach am Abend Lebensmittel ins Lager bringen.

Nur mußte man Glück haben und nicht erwischt werden. Sonst wurde alles weggenommen, was man mitbrachte. Da eine gewisse Lockerung eintrat, kam es jetzt oft vor, daß sich Leute aus dem Lager entfernten, um bei bekannten Serben unterzutauchen. Dort halfen sie bei der Arbeit. ... So kam auch wieder Geld unter die Leute, was man besonders brauchte, wollte man über die nahe Grenze flüchten.

Seit im Ausland bekannt wurde, was an Grausamkeiten in den Lagern Titos geschah, duldeten man immer mehr die Flucht über die nahe Grenze gegen Ungarn. Bis dahin war es lebensgefährlich, über die Grenze zu gehen und viele haben es mit dem Tode bezahlt, wenn sie es doch wagten. Jetzt wurde es mit einem Mal anders. Das bemerkte man bald, und es waren immer mehr, die den Versuch unternahmen, über die Grenze zu gehen. Ja, es fanden sich Männer und Burschen - aber auch Frauen und Kinder unter 15 Jahren waren darunter -, die sich darauf



verlegten, Menschen über die Grenze zu führen.

Die Leute gaben ihr Letztes her, nur um fortzukommen. In einzelnen Nächten gingen oft bis zu 10 Gruppen auf die Flucht, Gruppen in verschiedener Größe, oft weit über 50 Menschen. Als der Lagerkommandant dies sah, witterte er ein ergiebiges Geschäft. Er trat insgeheim mit 2 Männern in Verbindung, und diese bekamen eine gewisse Konzession, Menschen über die Grenze zu bringen. ...

Jetzt hatten wir ... die sog. "weißen" Führungen, wobei die einzelnen, die mitgingen, 1.000 Dinar bezahlen mußten. Von diesem Geld mußten die Führer den größten Teil an den Lagerkommandanten abgeben. ... Die "weißen" Führungen hatten den Vorteil, daß man sicherer durchkam. Denn es wurde ja ... die Lagerwache aufmerksam gemacht, daß sie diese Gruppen nicht zu sehen habe; die gleiche Abmachung wurde auch mit den Grenzorganen getroffen.

Die "schwarzen" Führungen wurden immer unter der Gefahr, erwischt zu werden, durchgeführt. Sie hatten aber den Vorteil, daß man mit weniger Geld auch eine Chance hatte, aus dem Lager zu kommen. Wenn solch ein Transport erwischt wurde, kamen die Flüchtenden für einen Tag oder für mehrere Tage in den Keller und konnten es später wieder versuchen. Einige ... machten bis zu 8 Mal den Versuch, bis es ihnen gelang, wegzukommen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß auch dem Kommandanten die Schwarzführer bekannt wurden. ... Mehrere hat er überrascht, als sie sich am Tage von ihrem nächtlichen Gang ausruhten. Dann nahm er ihnen alles weg, was sie sich verdient hatten und sperrte sie für längere Zeit in den Keller. Ein Fall ist mir bekannt, wo der Kommandant einem Burschen, der schon viele Führungen geleitet hatte, überraschte und ihm über 200.000 Dinar wegnahm. Es gab Schwarzführer, die über 30 Führungen gemacht haben. Ein kleiner Bub von kaum 13 Jahren, dessen Mutter in Gakovo gestorben war und dessen Vater (man in Filipovo) erschossen hatte, mußte für seine 4 kleinen Geschwister sorgen. Er ging das eine und andere Mal mit den "weißen" Führungen als Gepäckträger mit. So erkundete er genau den Weg.

Später übernahm er selbst die Führung. Es gelang ihm auch, mehrere Gruppen sicher über die Grenze zu bringen. Einmal hatte er aber Pech und wurde schon beim Lagerausgang - die Transporte gingen immer nachts - von den Partisanen erwischt. Die Erwachsenen wurden in den Keller gesperrt, die Kinder aber ließ man frei. ... Da hat dieser Bub noch am gleichen Abend eine andere kleine Gruppe zusammengestellt, zog mit ihr aus dem Lager und kam auch glücklich durch. Als dieser Bub genug Geld verdient hatte, um mit seinen kleinen Geschwistern bis über die österreichische Grenze zu kommen, ging auch er fort. (Heute lebt er mit seinen Geschwistern in Amerika).

Manche junge Schwarzführer waren recht übermütig. So schlich sich einer von ihnen aus dem Lager, ging in die nahe Kreisstadt Sombor, mietete sich dort ein Taxi und fuhr damit nach Belgrad. Dort ließ er es sich gut gehen, kaufte sich eine Partisanen-Offiziersuniform und kam damit ins Lager zurück. Er konnte sich aber nicht lange darüber freuen. Es kam dem Lagerkommandanten Stevo zu Gehör, und der nahm ihm die Uniform ab und steckte ihn in den Keller.

Dann kam auch das Ende unserer Freiheit. Anfang Oktober 1946 ließ uns der Kommandant in sein Büro kommen und teilte uns mit, daß wir (Pfarrer) Deutsche seien, von nun an ebenfalls interniert wären und unsere Legitimation abgeben müßten (diese Legitimation wurde von der zuständigen Ortsbehörde nur für Jugoslawen ausgestellt). Auf meinen Protest hin, daß ihm dieses Recht, uns zu internieren, nicht zustehe, ... stutzte er, gab uns die Legitimation zurück und sagte, er werde sich beim Ministerium erkundigen. Jetzt wußten wir, daß es nur noch einige Tage dauern würde, bis es mit unserer Freiheit vorbei sein werde.

In den anderen Lagern wurde bald bekannt, welche Möglichkeiten sich in Gakovo bieten würden, um fortzukommen. Darum ließen sich viele nach Gakovo überstellen und nahmen von dort den Weg in die Freiheit. - Seit Anfang 1947 wurde von den jugoslawischen Lagerbehör-

den auch eine Art Familienzusammenführung der noch in verschiedenen Lagern lebenden Angehörigen gestattet; aber schon einige Monate früher hatte eine heimliche Wanderung zwischen den Lagern begonnen. - So sah man in Gakovo schon bald viele neue Gesichter und die Zahl der Lagerleute nahm kaum ab. Wieviele Tausend so durch das Lager Gakovo nach Österreich und Deutschland durchgingen ist mir nicht bekannt. Immerhin waren es sehr viele.

Eines Tages kamen die Insassen eines ganzen Lagers nach Gakovo. Diesen Menschen muß es noch viel schlechter ergangen sein als unseren Häftlingen in Gakovo. Denn als sie nach Gakovo kamen, wunderten sie sich, daß dort an den Gräben der Straßen noch Gras wuchs. Ich war Zeuge, wie von diesen Menschen einige das Gras abrupften und aßen. Sie kamen aus dem Banat, aus dem Lager Molin. ... Diese Leute sahen sehr herabgekommen aus, als sie zu uns kamen.<<

Mitte Mai entschloß sich auch Kaplan J. der beinahe 2 Jahre segensreich gewirkt hatte, mit seiner Mutter und seinen Geschwistern zu flüchten. Die Flucht gelang schon beim ersten Versuch. So blieb ich allein zurück. Zuerst hatte ich Angst, daß man fragen werde, wo der Kaplan hingegangen ist, aber es geschah nichts.

Ich versah auch weiterhin die Kranken. Jetzt wurden die Todkranken in die sog. "Spitäler" gebracht. Dort mußten einige Frauen für sie sorgen. Diese Häuser waren wahrhaft Stätten des Grauens. Kaum daß jemand von dort wieder gesund entlassen wurde. Dort lagen die Kranken auf Stroh, bis zu 15 in einem Zimmer. Die Kost war sehr schwach, kaum das Medikamente vorhanden waren. Ging es mit ihnen zu Ende, brachte man sie in einen Stall und überließ sie ihrem Elend, bis der Tod sie erlöste. Wie oft habe ich in diesen Ställen (die) Beichte gehört und die heilige Ölung gespendet. Manches Mal konnte man den Gestank, der dort herrschte, kaum aushalten. Jede Woche kam ich wenigstens zweimal in diese "Spitäler" - es waren insgesamt ihrer fünf.

Es war nicht immer leicht, diese armen Menschen zum Beichten zu bringen. Da ich sah, wie einige unerwartet starben, ging ich zum Generalangriff über. Ich ging in die einzelnen Spitäler und forderte einfach alle auf, Todkranke und solche, die glaubten, doch bald gesund zu werden, ihre Beichte abzulegen. In der Masse waren sie leichter dazu zu bringen. Aber nicht nur einmal war alles Zureden umsonst. Einige Male bin ich schroff abgewiesen worden: sie hätten nichts zu beichten.

Ein Fall steht mir noch ganz lebendig vor Augen. Da lag eine Frau auf einem Bett im Hausgang - es war Sommer - ich fragte sie, ob sie nicht beichten wolle, denn man kann ja nicht wissen, was kommen werde. Schroff wies sie mich ab: sie hätte nichts zu beichten. Als ich ihr zuredete, daß wir doch alle Sünden hätten und die Verzeihung Gottes brauchten, kam es hart über ihre Lippen: "Mir hat Gott nichts zu verzeihen, höchstens habe ich ihm zu verzeihen." Alles Bemühen und gütliche Zureden fruchtete nichts. Auch später nicht, als ich sie noch einige Male besuchte. In Verbitterung ist sie gestorben. Solche Fälle waren nicht viele, immerhin sind einige ohne Sakramente gestorben, die dazu Gelegenheit gehabt hätten. ...

Im Lager wurden immer weniger Menschen interniert. Im Sommer 1947 waren es kaum noch 4.000. Auch diese Zahl änderte sich weiterhin recht oft. Immer wieder kamen Neue dazu, andererseits hielt auch die Flucht an.

Gegen Spätjahr 1947 bemerkte man eine neue Richtung im Verhalten der Lagerbehörde. Die Flucht wurde immer mehr erschwert. Alle "weißen" Führungen waren schon länger eingestellt. Den Schwarzführern ging man sehr nach. Jetzt setzte eine Werbung für die Bergwerke in Serbien ein. Alle jungen Menschen konnten sich dazu melden. Sie würden die Freiheit bekommen und könnten mit ihren Familien dorthin gehen. Dort würden sie Bezahlung bekommen wie die anderen serbischen Bergleute, und sie würden wieder freie Bürger des Staates werden. Es meldeten sich aber nicht allzu viele. Dann fing man mit anderen Methoden an. Man rekrutierte einfach jüngere, stärkere Männer, und diese wurden dann mit ihren Familien

fortgebracht. Auch sprach man jetzt immer mehr davon, daß die Lager in absehbarer Zeit aufgelassen würden.

Für mich kam nun die Zeit heran, zu überlegen, was ich tun sollte. Ich wollte keineswegs in Jugoslawien bleiben, wenn die Lager aufgelöst sein würden. Ich hielt es für meine Pflicht, so lange im Lager zu bleiben, solange ich noch etwas seelsorgerisch tun konnte. Ich mußte aber mit der Wahrscheinlichkeit rechnen, daß man auch mich eines Tages fortbringen würde. Da ich sah, daß die bevorstehende Auflösung des Lagers kein leeres Gerede war, entschloß ich mich eines Tages, auch den Weg über die Grenze zu gehen, um nach dem Westen zu kommen. In diesen Tagen war gerade eine Frau da, von der ich wußte, daß sie schon mehrere Transporte glücklich über die Grenze geführt hatte. Ich kannte sie von (meiner Amtszeit) in Filipovo, dort gehörte sie zu meinen Gläubigen. Diese Frau besuchte mich und sagte mir, daß sie am anderen Abend wieder mit einer Gruppe über die Grenze gehen würde. Ich entschloß mich, mitzugehen.

Am 4. Dezember 1947, um 6 Uhr abends, machten wir uns auf den Weg. Es war ein klarer Winterabend, der Himmel war voller Sterne, ohne Mondschein. Wir waren zu 23, darunter meist alte Leute. Glücklicherweise kamen wir durch die Kette der Wachtposten aus dem Lager heraus. Dann ging es auf einem Feldweg der Grenze entgegen.

Plötzlich erhob sich Nebel, und wir sahen kaum mehr einige Meter vor uns. Der Nebel war aber der gefährlichste Wegbegleiter. Wiederholt ist es geschehen, daß Gruppen, die auf der Flucht waren, sich am Morgen wieder in der Nähe des Lagers befanden, nachdem sie eine ganze Naht herumgeirrt waren. Wir verloren auch den Weg, und die Frau (unsere Führerin) mußte mir eingestehen, daß sie nicht mehr wisse, wo wir wären. Ich entschied, daß wir nach rechts zu gehen haben, um auf die Landstraße zu kommen, die zur Grenze führte. Es war sehr gefährlich, denn jeden Augenblick konnten Partisanen daherkommen und uns gefangennehmen. Aber es blieb uns kein anderer Ausweg.

Als wir auf der Straße dahingingen, sahen wir auf einmal 2 Männer auf der entgegengesetzten Seite der Straße von der Grenze kommen. Wir konnten nichts anderes annehmen, als daß es Grenzsoldaten seien. Aber wir hatten wirklich Glück. Es war mein Jugendführer aus Filipovo, ... der schon öfters die Grenze überschritten hatte. ... Er erklärte uns den Weg, und wir konnten weitergehen.

Gegen 22.00 Uhr kamen wir in die Nähe der Grenze. Von weitem hörten wir Hunde bellen und einen Soldaten singen. Gerade als wir zur Grenze kamen, teilte sich der Nebel. Über uns erschienen wieder die Sterne, während auf beiden Seiten der Grenze ziemlich dichter Bodennebel lag. Mit bangem Herzen überschritten wir die Grenze und kamen gegen 23.00 Uhr in das erste ungarische Dorf. Dort ging ich ins Pfarrhaus und verblieb hier bis zum anderen Morgen. Dann meldete ich mich bei der ungarischen Behörde.

Ich mußte nicht ins Sammellager gehen, sondern konnte im Pfarrhaus bei meinen Studienkollegen wohnen. Eine Woche vor Weihnachten fuhr ich mit der Bahn durch Ungarn, kam an die österreichische Grenze und durfte sie nach einigen Schwierigkeiten am anderen Tag passieren.<<

### **Verhältnisse im Internierungslager Gakovo in der Batschka im August 1945**

Erlebnisbericht des T. E. aus Gakovo in der Batschka (x006/418-419): >>>Die Zahl der Internierten stieg im Laufe der Zeit auf 16.500. Das war der Höhepunkt, das große Sterben konnte beginnen. ... Alle, die auch nur einigermaßen zu einer Bewegung fähig waren, wurden mit Bewachung auf die Arbeit getrieben, teils in unserer Gemarkung auf die Felder, die Kräftigeren aber auch ... bis nach Belgrad.

Im Lager begann langsam, aber unaufhaltsam das Sterben. Ein Arzt betreute das ganze Lager, ohne die geringste ... Medizin zu haben. Ich trug auf eigene Faust sämtliche Medikamente aus

allen Häusern zusammen. ... Der Apotheker, der Arzt und ich sortierten dann alles. ... So konnten wir in den schwersten Fällen doch eine bescheidene Milderung erreichen. Aber schon bald war alles verbraucht. Verbandsstoffe gab es überhaupt keine. ... Ich holte die Tüllgardinen und schnitt sie nach Bedarf zurecht. Man hat mich als Gehilfe des Arztes ziemlich unbehelligt gelassen, denn sie waren ja selbst auf mich angewiesen. Ja, es kam sogar vor, daß mich ein Kurier der Partisanen gegenüber einem russischen Major in Schutz nahm, der auf mich geschossen hatte, weil ich mit meinen Hausschuhen nicht durch den knietiefen Dreck zu ihm ging. ...

Als die Lager durch die Zivilverwaltung übernommen wurden und die Partisanen bzw. Milizionäre regierten, gingen die großen Plünderungen und Schikanen los. Es verging kaum ein Tag ohne Einzelaktionen der ... Miliz, wobei sie in der Nacht durch die Zimmer gingen, und was ihnen an Bekleidung und sonstigen Dingen paßte, nahmen sie mit. Manche der Lagerleute hatten am Morgen kein einziges Bekleidungsstück mehr. ... Aber auch Massenplünderungen waren häufig. Plötzlich ging die Trommel und alles mußte in der Hauptgasse antreten und an den vorbereiteten Stellen das Geld und Schmuck abgeben. Das ging ... bis zum Abend, zu Essen gab es nichts. Die Kinder jammerten, die Alten sind zusammengebrochen, helfen konnte man nicht.

Die Verpflegung wurde immer schlechter, weniger und seltener. Es gab nur noch Einbrennsuppe, 500 - 300 - 200 - 0 Gramm Maisbrot, sonst nichts.<<

### **Verhältnisse im Internierungslager Krusevlje im April 1946**

Erlebnisbericht des Kaplans M. J. (x006/432): >>Anfang April 1946 erschien plötzlich eine Kommission im Lager. Selbst dieser Kommission fiel besonders der erbärmliche Zustand des Kinderlagers auf. ... Ich hörte nur, daß sich ein Mitglied der Kommission über den Zustand der Kinder furchtbar empörte. Die Beine der Kinder seien so dünn wie Ruten, sagte dieser Herr. Wenn die Kinder nicht bald besser aussehen, dann werde er zu anderen Maßnahmen greifen. ... Später erschien ... in jeder Woche eine Kommission in Krusevlje, die das Kinderlager, das Lagerhospital und die Küche inspizierte. Alles mußte seither auf Anordnung des Lagerkommandanten gereinigt und geputzt werden. ...

Seit dem Erscheinen der Kommissionen besserte sich ... die Kost. Seit Mitte April erhielten 4 Personen täglich 1,5 kg Maisbrot, in der Früh eine Schrottsuppe mit Salz und etwas Öl, und zwar einen halben Liter je Person, mittags (gab es) einen Gerstebrei (Graupenbrei), etwa einen halben Liter je Person mit Öl und Salz, abends bekamen wir die gleiche Menge Schrottsuppe mit etwas Öl und Salz. Die Kinder erhielten mittags seither eine Suppe mit Bohnen und Nudeln und in der Früh und abends eine Einbrennsuppe mit Mehlspeise und täglich je einen halben Liter Trockenmilch.<<

### **Verhältnisse im Internierungslager Rudolfsnad von Oktober 1945 bis März 1948**

Erlebnisbericht des Arztes Dr. K. F. aus dem Internierungslager Rudolfsnad in Jugoslawien (x006/496-512): >>Die Internierung der vertriebenen volksdeutschen Mütter mit kleinen Kindern, der Kleinkinder, Waisenkinder, Kinder verschleppter Eltern, der älteren, kranken, arbeitsunfähigen deutschen Vertriebenen deutscher Volkszugehörigkeit im Konzentrationslager Rudolfsnad hatte im Monat Oktober 1945 begonnen. Es war geplant gewesen, 24.000 Volksdeutsche in dem Dorf im Theiß-Donau-Eck zu konzentrieren, in der jüngsten deutschen Siedlung im jugoslawischen Banat, welche bisher etwa 3.000 Einwohner faßte. ... Nördlich vom hohen Eisenbahndamm, westlich von der Theiß abgegrenzt und östlich 4 bis 5 Kilometer weit von Perlez gelegen, war das Lager gut blockierbar und zu überwachen. Die Häuser waren in gutem Zustand, nur die Höfe und Gärten waren vergrast und vernachlässigt. Ein Großteil der Häuser stand seit einem Jahr leer.

Anfang Oktober 1945 kamen die ersten auswärtigen Lagerleute. ... Zu den größten Blöcken gehörten; Mramorak mit über 2.500 Personen, Brestowatz etwa 2.300 Personen, Apfeldorf über 2.000 Personen, Nakovo über 1.500 Personen und Ernsthausen mit über 1.000 Personen. Jedes Heimatlager hatte eine Krankenschwester, die die chronisch Kranken begleitete. ...

Die vertriebenen Volksdeutschen, die ... nach Rudolfsgnad kamen, wurden in den Wohnzimmern zusammengedrängt, wie es auch in den Heimatlagern üblich war. Die Leute kamen notdürftig gekleidet an, so wie sie aus dem Heimatlager überwiesen wurden. So kamen Tausende. In den Wohnzimmern, auf dem Fußboden lag ein wenig Stroh. Ohne Decken, ohne Strohsack, ohne Hilfsmittel, wurden 20-30 Personen je nach Zimmergröße einquartiert. Das Lagerstroh wurde während der gesamten Lagerzeit bis zur Auflösung des Lagers im März 1948 weder gewechselt noch ergänzt, ausgenommen waren die Krankenhäuser, das Kinderheim, das Erholungsheim und das Kinderspital. ...

Die Gegend wurde von jedem Verkehr abgesperrt und der Ort blockiert. Niemand durfte schreiben. Es wurde keine Post zugestellt und auch keine Post befördert. Das Lager wurde von bewaffneter "Volkspolizei" (Miliz) bewacht. ... Sie bestand aus einem Kommandanten, 2 Feldwebeln und 77 Volkspolizisten. Die Zahl der Polizisten wechselte, einmal war sie höher, dann wieder niedriger. Ohne besondere Erlaubnis ... war das Verlassen des Lagers strengstens verboten, wie auch das Eintreten in das Lager. Freie Bewegung gab es innerhalb des Lagers nur am Tage. In der Nacht sorgten die Volkspolizisten dafür, daß alle Lagerinsassen in den Häusern blieben. Die Organisation funktionierte in der ersten Zeit sehr schlecht. Bis manche Personen untergebracht waren und zur Verpflegung kamen, vergingen oft Tage. ...

In der ersten Zeit wurden die Lagerinsassen auch nachts kontrolliert. ... Dazu kamen noch die Willkür, die Verfluchungen ... und Vernichtungsdrohungen mancher Partisanen. ... Die Vertriebenen wurden ratlos und apathisch. Infolge dieser Zustände machten sich bald die Zeichen des körperlichen und seelischen Verfalls bemerkbar, aus der Not und Elend wurde. Infolge der schlechten sanitären Zustände war bald alles voller Ungeziefer, zu dessen Bekämpfung die persönliche Initiative ... nicht mehr ausreichte. Flöhe, Kopf- und Kleiderläuse und Wanzen konnte man in Überfülle finden. ... Dazu kam noch im Spätherbst 1945 eine Grippeepidemie. Die Folge war ein Massensterben, besonders der Kleinkinder und älteren Personen.

Während der kältesten Wintermonate hat man den Lagerinsassen fast gar nichts zu essen gegeben. ... Die Ernährung bestand aus Maisschrotsuppe, Polentabrei, Maisbrot und Tee, jedoch von allem so wenig, daß es für die bescheidensten Ansprüche nicht reichte, und dazu (war das Essen) noch ohne Salz.

Es hat Tage gegeben, an welchen nicht alle Lagerinsassen Verpflegung erhielten. In einer Woche des Winters 1945/46 bekamen die Lagerinsassen an 5 aufeinanderfolgenden Tagen gar nichts zu essen. ... Man ging trotz strengen Verbotes zur Verwertung der noch auf den Dachböden befindlichen Kornreste über. Die Kornreste wurden mit Steinen zerklopft und verstohlen mit einem Stein auf Zementtrögen zerklopft und zerrieben.

Um ihre Not zu lindern, stahlen sich vereinzelt Lagerinsassen, von Hunger getrieben, aus dem Lager hinaus, um noch entbehrliche Kleider für Lebensmittel zu vertauschen. Mancher wurde dabei erschossen. Hunde und Katzen fielen dem Hunger der Lagerinsassen zum Opfer, sogar Tierkadaver wurden nicht gescheut. Heizmaterial wurde im ersten Winter (1945/46) keines verabfolgt, es wurde bloß mit dem geheizt, was die Lagerinsassen ... sich selber suchen und verschaffen konnten, wie dürres Gras, Rohr, Reisig ... oder Holz. Sogar die Ambulanz blieb ungeheizt, obwohl dort jeden Tag von der Früh bis nach Mittag gearbeitet wurde. Nicht einmal den Krankenhäusern wurde Heizmaterial zugeteilt.

Der Lagerstand war im Jahre 1945 in Rudolfsgnad: Ende Oktober 11.011, Ende November 20.516 und Ende Dezember 19.237 Lagerinsassen. Zu der mangelhaften Ernährung, der salz- und vitaminlosen Kost gesellten sich noch die schlechten hygienischen Verhältnisse. Die La-

gerinsassen waren in den Wohnungen zusammengepfercht.

Man konnte sich nur notdürftig waschen und reinigen. Es standen weder Waschräume noch Waschgeräte, noch warmes Wasser zur Verfügung. Auch gab es kein Bad. Der gleich am Anfang begonnene Bau wurde niemals fertiggestellt, desgleichen die dort einzurichtende Trockenkammer. Es war scheinbar kein Material vorhanden. Die Lagerinsassen hatten oft gemeinsame Handtücher und Waschsüsseln. Im Winter konnten die Leute nicht waschen, da viele keine Wäsche zum Wechseln hatten und außerdem die Wäsche schwer trocknete; dazu (blieb) immer dieselbe Strohunterlage. Seife und Zahnbürste hatte man vielen schon im Heimatlager weggenommen.

Verwaltungsmäßig war das Lager dem Kreis-Volksbefreiungsausschuß Groß-Betschkerek unterstellt. Das Lager war in 4 Bezirke eingeteilt, die von einem Kommandanten geleitet wurden. Ihm oblag die Überwachung der dort inhaftierten Lagerinsassen. In der ersten Zeit wurden die Lagerinsassen oft auch nachts kontrolliert. ... Dazu kamen noch die Willkür ... und Vernichtungsandrohungen mancher Partisanen sowie obendrein die Bespitzelung. ...

Anfang Januar des Jahres 1946 trat Fleckfieber auf, das sich zu einer großen Epidemie entwickelte. Es kam eine Kommission nach der anderen aus Groß-Betschkerek und Neusatz; die Ärzte hatten Belgrad alarmiert, um Anordnungen zu treffen und dem Übel Halt zu gebieten. Ein Vertreter aus Belgrad interessierte sich bei den Kranken im Krankenhaus für die Verhältnisse und ob sie auch ärztliche Betreuung hätten; sie antworteten: "Der Arzt kommt täglich, aber er kann uns ebensowenig helfen, wie Sie uns helfen können, wir brauchen Brot." - Als der Kommission gesagt wurde, es wären keine Thermometer vorhanden, wurden schließlich 3 Stück bereitgestellt.

Nun wurden die Maßnahmen zur Bekämpfung des Fleckfiebers und zur Verbesserung der Verpflegung angeordnet und die Durchführung festgelegt. Das Lagerkommando wurde, anscheinend auf Veranlassung der Kommission aus Belgrad, entlassen. ... Ein Antrag auf Verbesserung der Verpflegung war schon vorher von den Ärzten aus Groß-Betschkerek gestellt worden. Das beantragte Obst für die Kinder wurde ... nicht besorgt. ... Verbesserung der Verpflegung war lange nicht zu sehen. Eine Ärztegruppe wurde zur Bekämpfung des Fleckfiebers eingesetzt sowie ein Kommando zum Bespritzen des Lagers mit DDT-Pulver. Das Lager wurde unter strenge Quarantäne gestellt.

Das ganze Lager war nach 4maligem Bespritzen mit DDT-Pulver total entlaust. Die Fleckfieberkranken wurden, soweit sie erfaßt werden konnten, in der Schule konzentriert. Die Sterbefälle erreichten ihr Maximum im Februar 1946.

Die Ärztegruppe zur Bekämpfung des Fleckfiebers arbeitete aufopfernd und mit Hingabe unter der Gefahr, selbst infiziert zu werden. Die serbischen Ärzte und ihr Hilfspersonal brachten den deutschen Lagerinsassen größtes Entgegenkommen entgegen, was ihnen von anderer Seite verübelt wurde. Man hörte von ihnen Äußerungen, daß man solches Elend während der Okkupation durch die Deutschen weder erlebt noch gesehen habe.

Mit derselben Aufopferung arbeiteten die Krankenschwestern (Lagerinsassen), von denen 80 % an Fleckfieber erkrankten und einige auch der Epidemie zum Opfer gefallen sind. Das Versprechen einer besseren Verpflegung für das Bekämpfungspersonal wurde nicht eingelöst. Es lag sicherlich nicht an den 20 Ärzten, ... daß nicht mehr Volksdeutschen geholfen werden konnte; ihrem Einsatz und ihrer Aufopferung gebührt volle Anerkennung, ebenso den Krankenschwestern und dem weiteren Sanitätspersonal.

Ein Begräbnis im gewöhnlichen Sinne gab es nicht. Die Leichen wurden auf einem gewöhnlichen Bauernwagen in die Massengräber gebracht. Zuerst wurden die Leichen in den Häusern liegengelassen (meistens im Gang) und von dort in Massengräber gebracht. ... In der Zeit der Fleckfieberepidemie waren die Leichen mangelhaft bekleidet, später wurden die Leichen in zerfetzte Decken eingnäht und so begraben. Die Begräbnisstätte war am Anfang der Lager-

zeit der Rudolfsnader Friedhof. Bis einschließlich 13. Februar 1946 fanden hier 3.160 Deutsche die Ruhe in Massengräbern.

Da das Grundwasser des alten Friedhofes zu hoch war, ... fuhr der Bauernwagen mit den Leichen seit dem 14. Februar 1946 täglich zum neuen Friedhof, der etwa 2 km vom Dorf entfernt war. An diesem regelmäßigen Vorgang änderte sich nichts bis in die letzten Monate vor der Auflösung des Lagers; da wurden die Pferde vor dem Wagen von 2 Eseln abgelöst. Der mit den 2 Eseln bespannte Wagen machte jeden Tag, bis Ende März des Jahres 1948, den Weg auf die "Teletschka". In den Massengräbern der "Teletschka" wurden 6.343 im Lager Rudolfsnaden verstorbene Deutsche beerdigt.

Das Verlassen des Lagers war strengstens verboten. Lagerinsassen, die sich aus dem Lager hinausstahlen, um sich Lebensmittel zu verschaffen oder um zu flüchten, wurden erschossen, wenn sie auf frischer Tat ertappt wurden. Dasselbe passierte auch, wenn sich jemand in das Lager einschleichen wollte. Nach den ersten Erschießungen wurde das Schießen auf Lagerleute verboten, trotzdem fielen noch einzelne Lagerinsassen der Kugel zum Opfer. ...

Die Arzneimittel reichten meistens nicht aus und kamen nicht regelmäßig an. ... Nach der Fleckfieberepidemie wurde von 40-50 jungen Mädchen eine Heilkräuter-Sammlergruppe unter Leitung eines Apotheker-Laboranten organisiert. Auch Kohle wurde von der Gesundheitsorganisation selbst erzeugt. Die Gesundheitsorganisation im Rudolfsnaden Konzentrationslager zählte etwa 300 Personen. (Es waren) alles Lagerinsassen.

Die Bekämpfung des Fleckfiebers dauerte bis April 1946.

Nach Aufhebung der Quarantäne wurde auf Intervention der Ärzte das Schicken von Paketen ins Lager erlaubt. Hauptsächlich die Sendungen aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika retteten manchem Lagerinsassen das Leben; vom Inland kamen auch viele Sendungen im Lager an.

Das Elend war groß, und wer keine Möglichkeit hatte, sich etwas zu verschaffen, und wer sich nicht seelisch über das Elend hinwegsetzen konnte, war bedroht, seinem langsamen Untergang entgegenzugehen.

Die Anzeichen der Ernährungsstörungen und die Folgen der Fleckfieberepidemie kamen immer mehr zum Vorschein. Die Menschen waren aufgedunsen, Durchfall stellte sich ein als Folge der vitaminlosen Kost, Skorbut, besonders unter den Kindern und Kleinkindern, Gürtelrose, Herzmuskeldegeneration, Nachtblindheit usw. Sehr viele Lagerinsassen waren schwach und unterernährt. - Nach dem April 1946 wurde die Zuteilung von Lebensmitteln regelmäßiger.

Auf Grund der Anordnung Nr. 1436 vom 11.2.1946 wird der 10tägige Bericht über den gesundheitlichen und hygienischen Zustand im Sammellager Rudolfsnaden übermittelt:

Im Laufe dieses Monats trat erneut in großem Ausmaße Krätze auf. Die Ursache liegt darin, daß die Lagerinsassen keine Seife haben und auch keine Gelegenheit erhalten, sich warmes Wasser zu verschaffen; und das Bad ist noch nicht fertiggestellt.

Malaria hat sich verringert, auch schon wegen der kalten Tage. Herzmuskelerkrankungen und Ödeme sind infolge der schwachen Verpflegung und mangels Medikamenten noch häufig. Skorbut gibt es noch 54 ziemlich schwere Fälle als Folge vitaminloser Verpflegung. Tuberkulose gibt es insgesamt nur einige Fälle. Infektionskrankheiten gibt es überhaupt nicht.

In großer Menge sind Augenbindehautentzündungen, Hornhautentzündungen und Bindehaut-Hornhautentzündungen, ebenfalls wegen vitaminloser Verpflegung, festgestellt worden.

Die Verpflegung ist einseitig, denn außer Erbsen und Gerste wird den Lagerinsassen fast keine Nahrung zugeteilt, es sei denn, sie gehören zur Kategorie der Schwerarbeiter, und das sind höchstens 10 % der gesamten Lagerinsassen.

Die größte Zahl der Kranken ist an Durchfall erkrankt. Diese Krankheit ist eine Folge der (ungenügenden) Ernährung. Zwecks Untersuchung auf Typhus und Dysenterie wurden fast aus

jedem Lager Exkremeente entnommen, aber es wurde nicht ein einziger positiver Fall festgestellt, was beweist, daß der Durchfall durch die Ernährung verursacht ist.

Verlausung tritt auf, wird jedoch mit DDT erfolgreich bekämpft. Eine Bekämpfung mit Dampf hätte nur in dem Falle einen Sinn, wenn gleichzeitig auch das Stroh gewechselt würde. Aber dieses Stroh gibt es anscheinend nicht in genügender Menge. Deshalb ist es unerlässlich, die Desinfektion mit DDT-Pulver durchzuführen, weil damit auch das Stroh desinfiziert wird. Aborte sind noch immer nicht in genügender Zahl errichtet, weil kein Material vorhanden ist. Arzneimittel sind fast überhaupt nicht vorhanden, darum wäre es notwendig, die angeforderten Medikamente möglichst schnell zuzustellen.

Mit Rücksicht auf die kalten Tage müßte man darauf drängen, daß alle Lagerinsassen täglich dreimal warmes Essen bekommen. ...

Die meisten Lagerinsassen sind an den Folgen der Ernährungsstörungen und des Fleckfiebers (Herzmuskeldegeneration, Ödeme, Durchfall) gestorben. ... Gestorben sind in Rudolfsgnad vom 10. Oktober 1945 bis 25. März 1948 insgesamt 9.503 Personen; davon waren 5.645 Frauen, 2.367 Männer, 746 Mädchen und 745 Knaben im Alter bis 14 Jahre. ...

Die durch das Absterben entstandenen Lücken sind durch neue Zugänge von Deutschen aufgefüllt worden. Anfang des Jahres 1947 kamen die Deutschen aus der Baranja, aus Slawonien, Bosnien und der Untersteiermark mit teilweise österreichischen und reichsdeutschen Staatsbürgern, unter anderen die Mönche aus dem Kloster Travnik.

Anfang des Jahres 1948 sind die Lager Gakovo und Molidorf mit über 6.000 Vertriebenen nach Rudolfsgnad übersiedelt worden. Die Molidorfer Lagerinsassen sahen noch erbärmlicher aus als die Rudolfsgnader. In Molidorf wütete stark die Malaria und da keine Arzneimittel zur Malariabehandlung vorhanden waren, sahen die Leute so verfallen aus.

... Es sind 11 Erschießungen für 1946 und 3 für 1947 verzeichnet, alle außerhalb der Lagergrenzen; Ausnahmen waren 2 männliche Lagerinsassen aus Cestereg, die im Frühjahr 1947 beim Absägen eines Baumastes von einem Volkspolizisten ertappt und innerhalb des Lagers aus 30 m Entfernung erschossen wurden. ... Die Erschossenen waren alle von hinten, von der Rückseite, in Fluchtversuchstellung getroffen, nach der Einschußöffnung beurteilt.

Selbstmord verübten etwa 11 Personen aus Verzweiflung. ... 4 bis 5 Geistesranke wurden in eine Irrenanstalt eingewiesen. - Jeder natürliche und unnatürliche Todesfall wurde registriert. Das von der Lagerverwaltung geführte Sterbebuch wurde nach der Auflösung des Lagers Rudolfsgnad nach Perlez verlegt. ...

Etwa 33.000 Volksdeutsche und Deutsche passierten das Konzentrationslager in Rudolfsgnad von Oktober 1945 bis Ende März 1948.

Das Lager Rudolfsgnad nannte sich zuerst "Konzentrationslager Rudolfsgnad" und "Arbeits-siedlung Rudolfsgnad" (Knicanin), dann "Zivillager Rudolfsgnad" und zuletzt "Arbeits-siedlung Rudolfsgnad - in Liquidierung". Für das alles, was in Rudolfsgnad war und was sich dort abgespielt hatte, war und blieb in Jugoslawien der amtliche Name: Arbeitssiedlung Rudolfsgnad. Der Vorsteher des Konzentrationslagers hieß zuerst: Lagerkommandant, dann Lagerverwalter (Direktor).

In Rudolfsgnad waren Volksdeutsche aus Jugoslawien, Rumänien, der Tschechoslowakei und österreichische und reichsdeutsche Staatsbürger interniert. Vor der Auflösung des Lagers wurden die hygienischen Vorbereitungen und Maßnahmen von einem Arzt des hygienischen Instituts in Neusatz überwacht. Es wurde eine Trockenkammer errichtet - die ... man wie das begonnene Bad aber nie fertigstellte. Es wurde ein amerikanisches Feldbad aufgestellt. Anscheinend wollte man sämtliche Lager über Rudolfsgnad auflösen; da aber viele nach Rudolfsgnad eingewiesene Lagerleute - auch die, die bei Zivilpersonen arbeiteten - hygienisch nicht einwandfrei waren und dadurch nachteiligen Einfluß auf die hygienischen Verhältnisse im Rudolfsgnader Lager verursacht hätten, hat man davon abgesehen.<<



## Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in Rumänien

### **Lebensverhältnisse in den Jahren 1945 bis 1951**

Erlebnisbericht der A. R. aus Judet Tarnava-Mare in Süd-Siebenbürgen, Rumänien (x007/292-294): >>Die der Verschleppungsaktion folgende Zeit war für uns Zurückgebliebene eine wahre Hölle. Man nahm uns allmählich fast das gesamte Vieh, ... alle nicht versteckten Vorräte, schlug uns, beschimpfte uns, und zwang uns zu niedrigen Arbeiten. Die Zigeuner gingen tagtäglich und nach Belieben von Haus zu Haus und holten sich, was ihnen gefiel. Als sie mir das letzte Stück Speck wegnahmen, fragte ich weinend, wovon ich mit meinen Kindern nun leben solle. Darauf erwiderte der Vizebürgermeister Jon Manzaru höhnisch: "Lebt von dem Fleisch, das von früher her zwischen euren Zähnen hängengeblieben ist."

Als Mitte März 1945 die gesetzliche Enteignung aller deutschen Bauern verkündet wurde, hatten wir nur noch das unbewegliche Vermögen zu verlieren. In den sächsischen Höfen erschienen Zigeuner mit schmierigen Papierwischen und erklärten, daß nunmehr sie die Besitzer seien. ... Die enteigneten Sachsen wurden z.T. aus den Häusern geworfen und ins Zigeunerviertel oder in andere sächsische Häuser eingewiesen, ... z.T. durften sie auf ihren Höfen bleiben, allerdings gegen Abtretung der besten Zimmer an die Zigeuner. Bis zum Sommer war alles in dieser Weise enteignet.

Im Frühjahr 1946 bestellten bereits die neuen Besitzer die Felder. In vielen Fällen ... erhielten die Sachsen für ihre "Mithilfe", in Wirklichkeit leisteten sie die Hauptarbeit, einen Teil der Erträge, oder die neuen Besitzer verpachteten den enteigneten Sachsen kleinere Feldstücke. Manche der Zigeuner und Rumänen, die nun über unsere Höfe geboten, benahmen sich ehrlich und anständig bei der Teilung, viele aber betrogen ihre sächsischen Kompagnons in niederträchtiger Weise. Wir arbeiteten wie besessen, um unseren Lebensunterhalt sicherzustellen. ...

Als der Winter kam, litten wir Hunger. Immer wieder nahm man uns die durch Arbeit erworbenen Feldfrüchte ab, raubte uns die Kleider aus den Schränken und das Brot vom Tisch. Wir froren, weil wir kein Holz hatten. Unser Essen bestand aus Wassersuppe und Maisbrot. Bald machten sich die Folgen der Unterernährung, der körperlichen und seelischen Leiden bemerkbar. Viele erkrankten.

Ende 1947. Das 3. Jahr unseres Leidens, also das Jahr 1947, war das schlimmste. In jenem Jahr hungerten und litten wir am meisten. Wir waren seit dem Herbst 1944 vogelfrei, jeder ... Zigeuner konnte sich sein Mütchen kühlen und uns das Letzte nehmen. Als wir schon dachten, daß wir diese Hölle nicht mehr aushalten würden, wurde es besser. ...

Als wir schon dachten, daß wir diese Hölle nicht mehr aushalten würden, wurde es besser. Im Frühjahr 1948 wurde auf enteignetem sächsischen Grund eine Staatsfarm errichtet. Es erschien ein Ingenieur, der uns Sachsen im Gemeindehaus versammelte und uns aufforderte, auf der geplanten Staatsfarm zu arbeiten: "Ihr habt nichts mehr, jetzt werdet ihr Arbeit bekommen und es wird besser werden."

Das Gebiet der Farm umfaßte ein Drittel der Gemeinde und bestand aus ... sächsischem Boden. Die anderen 2 Drittel blieben in privatem Besitz der Zigeuner und Rumänen. Die Farm war zunächst nur mit dem enteigneten Vieh und Ackergeräten der Sachsen ausgestattet. ... Die Arbeiter der Farm waren durchweg Sachsen.

Im ersten Jahr durften überhaupt keine Rumänen und Zigeuner angestellt werden. Wir erhielten einen kärglichen Lohn, für den wir uns bis zur Erschöpfung schinden mußten. Da wir keine Lebensmittelkarten besaßen, mußten wir unsere Nahrung schwarz zu Wucherpreisen kaufen. Von den Erträgen der Farm erhielten wir nichts, diese wurden vollständig nach

Schäßburg geschafft. Im 2. Jahr wurde von der Leitung der Farm eine Küche eingerichtet, wo wir Essen erhielten. Dieses Essen war jedoch so unzulänglich und schlecht, daß wir uns zusätzlich Lebensmittel kaufen mußten. ...

Als 1949 die letzten Verschleppten aus Rußland heimkehrten - im Herbst 1945 waren 10 Kranke, im Sommer war ein weiterer Transport eingetroffen -, waren wir wenigstens wieder beisammen. Nur unsere Männer, die zur Waffen-SS eingerückt waren, kehrten nicht mehr zurück. Das war für uns Frauen sehr bitter. ...

Der Kirchgang war erlaubt, ebenso das Tragen der sächsischen Trachten. Es gab nur wenige deutsch-rumänische Eheschließungen. Obwohl ... auch die Veranstaltungen wie Tanzabende, Kundgebungen usw. mit Rumänen und Zigeunern gemeinsam abgehalten werden mußten, ergab sich stets eine unausgesprochene, aber selbstverständliche Distanz. Das Deutschbewußtsein war noch sehr wach und ließ sich nicht so leicht ausrotten. Die Kinder waren allerdings starken Einflüssen der Kommunisten und der Entnationalisierung ausgesetzt. Die Jugend zeigte sich jedoch gegenüber der kommunistischen Ideologie wenig anfällig.

Als man uns die Weihnachtsbäume verbot - es wurde an deren Stelle ein sog. "Winterbaum" zu Neujahr propagiert -, schmückten wir am Weihnachtsabend heimlich kleine Bäumchen und deckten sie, als die Kommunisten die Häuser kontrollierten, mit Papier und Tüchern zu. Am Heiligen Abend brannten jedenfalls die Kerzen, wenn auch nur einige wenige. Wir wollten unseren Kindern zeigen, wie schön das alte Weihnachtsfest ist.

Im Herbst 1950 wurde im restlichen Teil des Dorfes eine Kolchose errichtet, deren Mitglieder meistens Rumänen und Zigeuner waren. ... Der Leiter war ein ortsfremder Rumäne, der uns Sachsen freundlich behandelte. ... Wir durften nicht mehr geschlagen und beschimpft werden. Auf dem Papier waren wir nunmehr gleichberechtigt. Aber die Zigeuner und gewisse Rumänen ließen uns trotzdem immer ihre Macht fühlen.

... Lediglich 3 Stunden in der Woche (wurde in der Schule) dem Deutschunterricht gewidmet.

...

Ich beantragte ... meine Übersiedlung nach Deutschland zu meinem Mann. Fast 2 Jahre lang mußte ich auf die Erledigung meines Gesuches warten. Aber dann durfte ich im Dezember 1951 mit dem aus Rumänien freigegebenen Transport fahren. Als ich endlich diesseits des eisernen Vorhanges war, hatte ich das Gefühl, der Hölle entronnen zu sein. Es wird aber noch lange dauern, bis ich mich körperlich und seelisch von all dem erholt haben werde, was wir in Rumänien erlebten.<<